

Peter Langemeyer: *Wolfgang Herrndorf*, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur – KLG, Richard Boorberg Verlag, München, 2015.

## **Wolfgang Herrndorf - Biogramm**

Stand: 11.09.2013

Wolfgang Herrndorf, geboren 12.6.1965 in Hamburg. Nach Abitur und Zivildienst studierte er Malerei in Nürnberg und arbeitete anschließend als Illustrator u.a. für den Haffmans Verlag und das Satiremagazin „Titanic“. Anfang der 1990er Jahre siedelte er nach Berlin über. Seine schriftstellerische Karriere begann 2002 mit dem Roman „In Plüschgewittern“. Herrndorf war inoffizieller Mitarbeiter der Zentralen Intelligenz Agentur (Berlin) und publizierte im Internetforum „Wir höflichen Paparazzi“ und in dem Webblog „Riesenmaschine“. Anfang 2010 wurde bei ihm ein bösartiger Gehirntumor (Glioblastom) diagnostiziert. Berühmt wurde er durch den (Jugend)Roman „Tschick“, der im Herbst desselben Jahres erschien. Über seinen Kampf gegen den Krebs berichtete er in seinem Onlinetagebuch „Arbeit und Struktur“. Am 26.8.2013 nahm Herrndorf sich in Berlin das Leben.

## **Wolfgang Herrndorf - Preise**

Stand: 11.09.2013

Preise: Kelag-Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb (2004); Internationaler Eifel-Literatur-Förderpreis (2008); Deutscher Erzählerpreis (2008); Clemens-Brentano-Förderpreis (2011); Deutscher Jugendliteraturpreis (2011); Hans-Fallada-Preis (2012); Preis der Leipziger Buchmesse (2012); Literaturpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft (2012).

## **Wolfgang Herrndorf - Essay**

Stand: 11.09.2013

Wolfgang Herrndorf debütierte als Schriftsteller 2002 mit „In Plüschgewittern“. Der Roman schildert zwei Wochen aus dem Leben eines jungen Mannes um die 30, dessen existenzielle Verunsicherung, gesellschaftliche Perspektivlosigkeit und antibürgerlicher Affekt, wie die Literaturkritik bemerkt hat, generationsspezifische Kollektivverfahren reflektieren. Der Roman weckt Reminiszenzen an Texte der Popliteratur der 1990er Jahre, besonders an Christian Krachts Roman „Faserland“ (1995), der Herrndorf stark geprägt hat. Erzählgegenwart ist die Zeit um das Jahr 2000.

Der (namenlose) Ich-Erzähler hat sich von seiner Freundin Erika getrennt und trampelt nach Hamburg, übernachtet bei dem verhassten Bruder und besucht die todkranke Großmutter. Anschließend reist er nach Berlin, um an der Party seines schwulen Freundes Desmond teilzunehmen, den er noch aus seiner Studentenzeit kennt. Er zieht durch Kneipen, führt leerlaufende Gespräche, interessiert sich für die schriftstellernde Studentin Ines, geht auf Wohnungssuche, besucht einen Sexfilmshop, hat einen Absturz und versucht vergeblich, Kontakt mit Erika aufzunehmen. So lässt er sich orientierungslos treiben, liebes- und bindungsunfähig, eher Beobachter als Handelnder der geschilderten Ereignisse, die er mit viel Sinn für Details registriert. Nach einer Woche kehrt er unverrichteter Dinge nach Hamburg zurück. Die Großmutter ist inzwischen gestorben und beerdigt worden.

Sprunghaft wie die Entscheidungen des Erzählers sind auch dessen Rückblicke und Reflexionen, die die im Präsens gehaltenen Berichte ergänzen. Der Protagonist erinnert sich an Kindheit, Freundschaften, erste Liebe und das spannungsvolle Verhältnis zum Bruder. Er denkt nach über Lektüren und intellektuelle Debatten; doch die innere Beteiligung fehlt. Das Eingeständnis, er könne sich „an die wirklich wichtigen Dinge“ nicht erinnern und im Rückblick kämen ihm die „Höhepunkte“ seines Lebens vor „wie eine Reihe von Zufallsbildern, Fußballübertragungen, Tapetenmuster, Werbemelodien“, bleibt genauso folgenlos wie das Zitat aus einer Reportage über die

„Generation X“, „das sollten Jugendliche sein, die sich der Gesellschaft verweigern, ohne gegen sie zu protestieren“, dessen Deutungsangebot er mit den Worten zurücknimmt: „Oder so ähnlich jedenfalls. Ich hab es nicht genau verstanden.“

Soweit der Hauptteil des Romans, der dadurch an Reiz gewinnt, dass das Schlusskapitel überraschend die Erzählperspektive wechselt. Die Innensicht des Protagonisten wird mit der Außensicht eines zweiten Erzählers konfrontiert, die allerdings nicht weniger einseitig ist als die erste. Der Autor überlässt das letzte Wort Volker, dem Bruder, der „nichts Anstößiges daran (findet), sein Leben dort zu beenden“, wie der Protagonist abfällig bemerkt, „wo es auch angefangen hat“: im Haus der Kindheit. Volker, arriert und gut situiert, kann in dem Verhalten seines Bruders nichts anderes erkennen als „Kleinbürgeranarchismus“, „Querulantentum“ und „modischen Weltekel“. Der Leser erfährt, dass der Protagonist schließlich nach Frankfurt weitergereist ist, wo er entdecken muss, dass Erika mit ihrem Umzugsauto tödlich verunglückt ist. Sein weiteres Schicksal bleibt offen. Volkers Mitteilungen schließen im Bild bürgerlicher Idyllik: Gemeinsam mit seiner Frau Marit, die ein Kind von ihm erwartet, richtet er den Garten für den Winter her.

Herrndorf hat „In Plüschgewittern“ – im Titel hat die Literaturkritik das Echo von Ernst Jüngers Weltkriegsroman „In Stahlgewittern“ vernommen – als „Adoleszenzroman“ bezeichnet, „auch wenn der Held nicht mehr ganz so jung ist“ (Amazon.de-Interview). Nimmt man jedoch das Schlusskapitel hinzu, dann wird deutlich, dass in den beiden Erzählern zwei unvereinbare Lebensstile aufeinanderprallen, hinter denen sich zugleich ein geschichtlicher Umbruch im Konzept der Adoleszenz verbirgt: Statt, wie in der bürgerlichen Moderne, eine feste Identität in überkommenen Ordnungsmustern (Beruf, Ehe, Eigenheim, Kinder) anzustreben, sucht der Protagonist im postmodernen Sinn immer wieder nach neuen Erlebnissen. Adoleszenz gilt dabei nicht als eine Übergangsphase zwischen Kindheit und Erwachsenenzeit, sondern eher als eine zeitübergreifende Daseinsform.

2008 veröffentlichte der Autor eine überarbeitete Neuausgabe des Romans. Er nahm zahlreiche Eingriffe im Text vor; u.a. veränderte er den Sprachduktus, der in der Revision salopper ausfällt, und strich die Schlusszeilen, die ihm nun vermutlich zu direkt erschienen: eine Notiz Volkers über seine nicht unbeträchtlichen Dienstbezüge.

Auch in seiner zweiten Buchveröffentlichung, dem 2007 publizierten Erzählband „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“, für dessen Titelgeschichte er beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2004 mit dem Publikumspreis geehrt wurde, widmet Herrndorf sich dem Lebensgefühl seiner Generation. Der Zyklus besteht aus sechs (Gegenwarts-)Erzählungen, die auf artifizielle Weise miteinander verknüpft sind. Jede Erzählung wird aus der Perspektive einer anderen Figur in der Ich-Form im Präteritum geschildert – mit einer Ausnahme: Der vierte Prosatext (mit dem ironisch-sprechenden Titel) „Herrlich, diese Übersicht“, in dem die verschiedenen Erzählstränge zusammenlaufen, wird neutral aus der Außensicht und zeitgleich im Präsens erzählt, wobei Dialoge dominieren.

Die Handlung spielt auf einer Party, unter Künstlern, Schriftstellern und Webdesignern. Christine, die Hauptfigur, in deren Haus das Geschehen stattfindet, ist mit sämtlichen Erzählfiguren direkt oder indirekt befreundet oder bekannt. Mit Georg Bitsch, ihrem früheren Ehemann, der sich in „Im Oderbruch“ äußert, hat sie einen Sohn, der ihr Erziehungsprobleme bereitet. Mit Bleistein, dessen Besuch sie – vergeblich – erwartet und der von sich in „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“ erzählt, verbindet sie eine Liebesbeziehung. Christine ist weiterhin mit Heidi befreundet, deren Bruder Hendrik, ein Krankenpfleger, kürzlich verhaftet worden ist. Zu ihren Gästen gehört schließlich auch der Konzept-Künstler Franco, mit dem sich, wie der Leser aus der Eingangsgeschichte „Der Weg des Soldaten“ weiß, deren (namenloser) männlicher Ich-Erzähler verkracht hat, der gleichfalls mit Hendrik befreundet ist. Christines Firma hat die „Zentrale Intelligenz Agentur“ zum Kunden, von deren chaotisch verlaufendem Gründungsfest Heidi in der gleichnamigen Schlussgeschichte mit satirischen Seitenhieben auf den zeitgenössischen Literaturbetrieb erzählt (was durch den Auftritt historisch verbürgter Personen verstärkt wird); einer der (betrunkenen) Gäste

ist der Ich-Erzähler und gescheiterte Kunststudent aus „Der Weg des Soldaten“. Die Erzählungen ergänzen sich zum Teil gegenseitig. So wird dem Leser erst in „Herrlich, diese Übersicht“ mitgeteilt, warum Hendrik, der, wie er zuvor in „Blume von Tsingtao“ erzählt hat, sich mit der finanziellen Hinterlassenschaft eines verstorbenen Patienten nach Asien abgesetzt hat, in einem japanischen Fischerdorf von der Polizei verhaftet worden ist: weil er sich der „Tötung auf Verlangen“ schuldig gemacht habe. Anschließend erfährt der Leser von Bleistein in „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“ (d. h. auf der Erde, diesseits des nach dem US-amerikanischen Astrophysiker James Van Allen benannten Strahlungsgürtels, der den Planeten umgibt), weshalb dieser Christines Party fernbleibt: weil er in der Beziehung keine Zukunft sieht und sich – zeitgleich zum Verlauf der Party – auf dem Balkon einer ausgeräumten Wohnung mit einem pubertierenden Knaben, der „Kosmonaut“ werden will, in ein Gespräch verwickeln lässt, wobei er ihm weismacht, dass die bemannten Mondlandungen ein Hollywood-Fake gewesen seien.

Ausgangspunkt der Texte sind oft banale Ereignisse, die zu überraschenden Verwicklungen führen, von denen in geschlossener Form, nach aristotelischem Muster, mit Anfang, Mitte und Ende, in schlichter Manier, ohne deutlich ersichtliche Pointe und hintergründige Bedeutung erzählt wird. Herrndorfs Vorliebe gilt Figuren der (post-)modernen Arbeitsgesellschaft, die „irgendetwas“ studiert haben und „irgendwomit“ Geld verdienen, von denen aber keiner einen Beruf hat, von dem die Berufsbezeichnung bekannt ist, wie es in der Schlussgeschichte heißt.

Mit „Tschick“ (2010) kehrte Herrndorf zum Thema der Adoleszenz zurück und integrierte es in das Genre des Abenteuerromans, als dessen Ich-Erzähler er einen Jugendlichen wählte. Der Roman, innerhalb weniger Wochen im Frühjahr 2010 fertiggestellt, verdankt seine Entstehung literarischen Anstößen. Die Anfänge gehen in die Zeit um 2004 zurück, als Herrndorf aus biografischen und ästhetischen Motiven erneut die Bücher las, die er als Kind besonders geliebt hatte, wie Mark Twains „Huckleberry Finns Abenteuer“ (1884), Felix Graf von Luckners „Seeteufel“ (1921) – das Lieblingsbuch des Erzählers in „Tschick“ – und Franz Werner Schmidts „Pik reist

nach Amerika“ (1927) – der Favorit des Protagonisten von „In Plüschgewittern“. Diesen Werken entnimmt Herrndorf auch das Schema „Rasche Eliminierung der elterlichen Bezugsperson, große Reise, großes Wasser“, das er im letzten Punkt im Stil der Roadnovel variiert – statt eines Schiffs wählt der jugendliche Ausreißer ein Auto („Arbeit und Struktur“, Rückblende, Teil 3) – und das er mit Motiven und Strukturelementen der „Heldenreise“ (Joseph Campbell) und des Abenteuerromans kombiniert: dem Ausbruch aus konventionellen Zwängen, dem Eingehen von Risiken bzw. der Bewältigung von Gefahren, der psychisch-intellektuellen Entwicklung des Helden und dem literarischen Reihungsprinzip.

„Tschick“ wird aus der Perspektive des 14-jährigen Gymnasiasten Maik Klingenberg erzählt, der zusammen mit seinen Eltern im Berliner Bezirk Marzahn lebt. Der größte Teil der Handlung wird aus dem Rückblick im Präteritum geschildert.

Maik liegt im Krankenhaus und erinnert sich, wie er dort hingekommen ist. Er erzählt von seinem lädierten Selbstbewusstsein, dass er sich für einen „Feigling“ und „Langweiler“ hält, und von der Klassenkameradin Tatjana, dem „schönsten Mädchen der Welt“, in das er heimlich verliebt ist (und deren offensichtliches Desinteresse zum Movers der folgenden Ereignisse wird). Er berichtet von der zerrütteten Ehe seiner Eltern, der alkoholkranken Mutter und von Tschick, der eigentlich Andrej Tschichatschow heißt (bereits in der Erzählung „Im Oderbruch“ wird eine Figur namens „Maik Tschikowski“ erwähnt), ein russischer Spätaussiedler ist und den Sprung von der Hauptschule aufs Gymnasium geschafft hat. Wie Maik ist er ein Außenseiter, wenn gleich aus anderen Gründen: Tschick ist „Asi“, kommt manchmal mit einer Alkohol-fahne in den Unterricht und steht bei den Klassenkameraden in dem Verdacht, der russischen Mafia anzugehören.

Die eigentliche Handlung beginnt in den großen Ferien. Der Vater, ein gescheiterter Immobilienhändler, hat mit seiner attraktiven Sekretärin einen „Geschäftstermin“, die Mutter geht in eine Entzugsklinik, und Maik ist sich selbst überlassen. Da taucht Tschick mit einem gestohlenen Lada auf und überredet Maik zu einer Spritztour. Zu-

nächst beschließen sie, bei der Geburtstagsparty von Tatjana vorbeizufahren, zu der sie, im Gegensatz zum überwiegenden Teil der Klasse, nicht eingeladen sind. Dann schlägt Tschick vor, seinen Großvater in der Walachei zu besuchen, von der beide allerdings nicht genau wissen, wo sie eigentlich liegt, und die sie nie erreichen werden. Ohne Landkarte, funktionstüchtigen Kompass und Handy (um nicht geortet zu werden) machen sich die beiden Jugendlichen auf. Es wird eine turbulente Fahrt voller überraschender Ereignisse und Begegnungen. Sie wechseln die Nummernschilder und klauen Benzin. Auf der Suche nach einem Supermarkt lernen sie „tolle, spinner-te“ Leute kennen, die sie zum Essen einladen, und treffen auf einer Müllhalde die verwahrloste Isa (in die Maik sich später verliebt). In einem verlassenen Dorf am Rand eines Braunkohleabbaugebiets werden sie von einem alten Mann mit dem Gewehr bedroht, der sich als Kommunist und Nazi ausgibt und ihnen ein Loblied auf die Liebe singt. Auf der Flucht vor der Polizei rasen sie eine Böschung hinunter, das Auto überschlägt sich und die Jugendlichen wären mit dem Schrecken davon gekommen, hätte nicht eine Sprachtherapeutin, die ihnen mit einem Feuerlöscher zu Hilfe eilt, das Gerät unvorsichtigerweise auf Tschicks Fuß fallen lassen. Tschick wird verarztet, muss jedoch Maik das Steuer überlassen, der auf der Autobahn bei einem Überholmanöver ins Schleudern kommt und in einen Schweinetransporter rauscht.

Die Fortsetzung der Erzählung knüpft an den Anfang des Romans an. Maik ist aus dem Krankenhaus entlassen worden, und es kommt zum Gerichtstermin, vor dem der Vater von seinem Sohn unter Schlägen verlangt, Tschick die Schuld an dem verantwortungslosen Abenteuer in die Schuhe zu schieben. Maik, der eingesehen hat, dass sie „Scheiße gebaut haben“, lehnt es jedoch ab, seinen Freund zu denunzieren. Beide Jungen werden vom Gericht verurteilt: Tschick wird in ein Heim eingewiesen und erhält Kontaktsperre, an Maik ergeht „die Weisung, Arbeitsleistungen zu erbringen“. Die letzte Szene überlässt Herrndorf der betrunkenen Mutter, die ihren Sohn mit der Frage konfrontiert, ob er verliebt sei, und als dieser bejaht, ihm den Ratschlag erteilt, „Vergiss den anderen Scheiß“, um dann fortzufahren, sich von ihrer tristen Vergangenheit zu befreien und das Mobiliar ihrer Villa in den Swimmingpool zu werfen.

Dann springt sie hinterher, gefolgt von ihrem Sohn, dessen Hand sie beim Untertauchen ergreift, während die von den Nachbarn zu Hilfe gerufenen Polizisten sprachlos vom Beckenrand zusehen. Das Schlusswort aber hat Maik, der glücklich an die Erlebnisse des vergangenen Sommers zurückdenkt, wobei er sich bewusst wird, dass man „nicht ewig die Luft anhalten“ kann, wenn man nicht untergehen will.

Der Roman schließt mit der Reintegration des Jugendlichen in die gesellschaftliche Ordnung. Maik gesteht sich (und dem Leser) seine Schuld ein, akzeptiert die vom Gericht verhängte Strafe und nimmt sich sogar die „stundenlangen moralischen Ermahnungen“ des Richters zu Herzen. Dennoch wäre es verfehlt, „Tschick“ auf eine sozialintegrative Botschaft zu reduzieren. Zwar setzt sich am Ende der Wertungsstandpunkt der Gesellschaft durch. Aber Regelverstoß und Gesetzesbruch haben auch ihr Gutes gehabt. Und das macht den Roman provokant. Ohne die Entgrenzung rechtlicher Standards und moralischer Normen wäre Maiks Entwicklung kaum möglich gewesen: Der Jugendliche hat Freunde gefunden, sich gegen seinen Vater behauptet, sein negatives Selbstbild korrigiert und Weltvertrauen gewonnen und damit wichtige Schritte auf dem Weg zum Erwachsenen gemacht.

„Tschick“ gehört zur All-Age-Literatur. Während der didaktische Ansatz des Romans auf Jugendliche zielt, verlangen andere Bedeutungsschichten einen erwachsenen Leser. Nur wer die Genrekonventionen der Roadnovel bzw. des Roadmovies kennt, findet es umwerfend komisch, dass den Soundtrack des Aufbruchs nicht Rockmusik mit identitätsstiftenden Songtexten liefert, sondern „Klaviergeklimper“ von Richard Clayderman, von dem die Jugendlichen eine Musikkassette unter der Fußmatte im Auto finden. Und man muss über die Regeln politischer Korrektheit orientiert sein, um den bösen Scherz zu verstehen, mit dem der Ich-Erzähler (in dessen Worten die Stimme des Erwachsenen vernehmbar ist) Tschicks Tarnung, einen kleinen quadratischen Klebestreifen unter der Nase, kommentiert: Weil man in Brandenburg sei, könne eine solche Maskerade keine politischen Konflikte geben. Auch der Sprachwitz erschließt sich oft erst dem Erwachsenen, zumal, wenn er auf der Diskrepanz zwischen jugendlicher Unkenntnis und dem Mehrwissen der Älteren beruht, wie in dem folgen-



den kleinen Dialog, den Maik und Tschick über Bücher führen: „Das Buch hieß, glaube ich, Der Seebär: Oder Der Seewolf.“ / „Du meinst Steppenwolf. Da geht es auch um Drogen. So was liest mein Bruder.“ / „Steppenwolf ist zufällig eine Band, sagte ich.“

Mit „Tschick“ gelang Herrndorf endgültig der schriftstellerische Durchbruch. Publikum und Kritik waren begeistert. Das Buch avancierte innerhalb kürzester Zeit zum Kultbuch für Jugendliche und Erwachsene. Im Sommer 2013 waren eine Millionen Exemplare verkauft. Wahrscheinlich trug dazu auch der Umstand bei, dass der Prosatext nicht als „Jugendroman“ (wie Herrndorf „Tschick“ in seinem Onlinetagebuch bezeichnet) beworben wurde und im allgemeinen literarischen Programm eines angesehenen Literaturverlags erschien. Auch international ist der Roman mit rund 25 Übersetzungen außerordentlich erfolgreich. Herrndorf erhielt mehrere Preise, darunter den prestigeträchtigen Deutschen Jugendliteraturpreis (2011). Und auch die Medienverwertung ließ nicht auf sich warten. Im Herbst 2011 strahlte der NDR eine Hörspielbearbeitung von Norbert Schaeffer aus, wenig später feierte die Bühnenfassung von Robert Koall im Staatstheater Dresden Premiere, die bis zum Sommer 2013 an rund 30 Theatern nachgespielt wurde, außer in Deutschland auch in der Schweiz und in Österreich. Koalls Theaterversion hält sich eng an den Text der literarischen Vorlage und wechselt zwischen epischen, von der Hauptfigur ad spectatores vorgetragene Rückblenden und dialogischen Spielszenen. Schließlich wurde der Roman auch in die schulischen Lehrpläne aufgenommen und von der Literaturdidaktik entdeckt. „Tschick“ hat beste Aussichten, im Literaturunterricht an deutschen Schulen das Erbe von Jerome D. Salingers „Der Fänger im Roggen“ (1951) und Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ (1973) anzutreten.

Mit „Sand“ (2011), seinem umfangreichsten Roman, wechselte Herrndorf das Genre und legte „einen in der Wüste spielenden Krimi mit B-Picture-Plot“ („Arbeit und Struktur“, Rückblende, Teil 1) vor, in dem er seine Neigung zu Trash, Witz und Parodie sowie Filmzitate frei entfalten konnte. Von den Rezensenten erntete Herrndorf für den Roman viel Lob; auch das Publikum zollte ihm starken Beifall. „Sand“ ist in

gewisser Hinsicht ein Gegenstück zu „Tschick“. Während Maik auf seiner Reise die „Freundlichkeit der Welt“ erfährt („Arbeit und Struktur“, 2. September 2011), bestätigt sich für die Hauptfigur in „Sand“ – der Autor schrieb den Roman „über weite Strecken parallel“ zu „Tschick“, fasste die Idee aber früher – die Feststellung von Maiks Vater (und ‚aller anderen‘): „Die Welt ist schlecht, und der Mensch ist auch schlecht.“ Im Wüstenroman regiert die Feindlichkeit der Welt: ein „deprimierender Nihilismus“ (ebd.) aus Verfolgung, Hass und Gewalt.

Der Romanplot ist in 68 kurze Kapitel fragmentiert, von denen jedes mit einer Überschrift und einem literarischen Motto versehen ist. Ort und Zeit lassen sich präzise bestimmen; weniger eindeutig dagegen ist die Handlung, die von Zufällen, Irrtümern und Missverständnissen vorangetrieben wird, was zuweilen tragikomische Effekte erzeugt. Herrndorf hat auf die Schlüssigkeit des Geschehens allerdings große Sorgfalt verwendet.

„Sand“ spielt im Spätsommer 1972, zeithistorischer Hintergrund sind die Olympischen Spiele in München, bei denen das palästinensische Terrorkommando „Schwarzer September“ die israelischen Mannschaftsmitglieder als Geiseln nimmt, die wenig später bei einem dilettantischen Befreiungsversuch durch deutsche Behörden umkommen. In den USA wächst die Sorge, die arabischen Staaten könnten in den Besitz von Atomwaffen gelangen. Der fiktive Schauplatz des Romans sind eine Hafenstadt im Maghreb unweit des Meeres und eine Oase in der Wüste. Dort werden wenige Tage vor der Eröffnung der Olympiade mehrere Mitglieder einer internationalen Hippiekommune ermordet. Der Täter ist schnell gefasst, kann aber auf dem Transport zur Hinrichtungsstätte entwischen. Gleichzeitig wird ein Mann namens Lundgren alias Herrlichkoffer, der in eine Atomspionage verwickelt zu sein scheint, tot aus einem Tümpel gezogen. Und schließlich trifft die aparte CIA-Agentin Helen Gliese, die sich als Vertreterin eines Kosmetikunternehmens ausgibt, im Hafen ein. Doch das sind nur einige der zahlreichen Figuren und Handlungsäden des Romans, dessen Haupthandlung erst nach fast 90 Seiten einsetzt – mit einem Mann, der nicht nur sich selbst und seiner Umgebung ein Rätsel aufgibt, sondern auch dem Leser: Durch einen Schlag

auf den Schädel hat er einen Teil seines Erinnerungsvermögens eingebüßt. Er weiß weder, wer er ist, noch, wie er heißt. Helen Gliese findet ihn zufällig an einer Tankstelle mitten in der Wüste, nimmt ihn mit in ihren Bungalow, kümmert sich um ihn und tauft ihn auf den Namen seines Anzugsfabrikats Carl Gross. Beim Einkaufen wird Carl entführt und erhält ein Ultimatum. Carl erfährt, dass er eine Frau und einen kleinen Sohn hat, die in der Gewalt seiner Erpresser sind, aus der er sie nur dann befreien kann, wenn er ihnen binnen 72 Stunden die „Mine“ wieder verschafft. Im Folgenden sucht Carl nicht nur seine Identität, sondern auch die richtige Bedeutung des Homonyms: „Die Miene im Gesicht, das Bergwerk, das Sprengding und das in den Bleistiften.“

Carls Schicksal weckt schließlich auch Helens Neugier, in der der Verdacht aufkeimt, es bei dem Mann mit einem durchtriebenen Betrüger zu tun zu haben, der den Auftrag hat, die US-amerikanische Nuklearforschung auszuspionieren. Zunächst setzt sie einen Psychiater auf ihn an, der Carl als Simulanten überführen will, dann lässt sie ihn von ihren Leuten überwachen: Carl wird aus der Gewalt seiner Erpresser befreit, nachdem diese nach Ablauf des Ultimatus erneut zugeschlagen haben. Anschließend wird er von seinen Rettern in ein Bergwerk verschleppt, wo er unter Anwendung von Elektroschocks verhört wird. Vergeblich beteuert Carl seinen Peinigern, dass seine Amnesie nicht gespielt sei und dass er nichts wisse. Gefesselt überlassen sie ihn im Wasser einer Schlammhöhle dem Tod.

Unübersichtlich wie der Plot ist die Erzählweise. Die Handlung löst sich in ein vielsträngig, multiperspektivisch und achronologisch erzähltes Geschehen auf, dessen sinnlose Brutalität immer wieder von ironisch-satirischen Szenen konterkariert wird. An zwei Stellen des Romans meldet sich unvermittelt die Stimme eines Ich-Erzählers zu Wort, der im gleichen Alter wie der reale Autor ist: am Anfang des Romans als kleiner Junge, der mit seinen Eltern in derselben Hotelanlage wohnt, zu der auch das von Helen Gliese gemietete Appartement gehört, am Ende als Erwachsener, der von Helen Glieses Tochter Heather erfährt, dass ihre Mutter nach einem glücklichen und erfüllten Leben „sanft entschlafen“ sei. Der Roman schließt mit einer Art Coda, in

der der Erzähler das Ende Carls und der „Mine“ (in Gestalt eines Kugelschreibers) mit demonstrativ zur Schau gestellter Grausamkeit nachträgt. Carl gelingt es zwar, sich aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Auch sein eigener Name fällt ihm wieder ein. Beim Verlassen des Bergwerks aber wird er von einem verrückten Goldgräber mit einem Schuss zwischen die Augen getötet. Anschließend wird seine Leiche verbrannt. Auch die Spur der „Mine“ verliert sich im Sand. Ein kleines Mädchen verwendet sie als Rückgrat für ihre Graspuppe; beide werden bei einer Säuberungswelle im Armenviertel unter einer umstürzenden Häuserwand begraben. Das Geheimnis der Mine wird so bis zuletzt gewahrt; das Rätsel Carl aber kann der Leser in detektivischer Kleinarbeit durch aufmerksame Lektüre auflösen: Hinter dem Mann verbirgt sich der am Anfang des Romans geschilderte Polizeibeamte Polidorio, der den Hergang des Blutbads in der Kommune untersucht und den nicht nur der Leser, sondern auch seine Kollegen schon bald aus den Augen verlieren, sodass er von seinen Vorgesetzten für verschollen erklärt wird.

Der Plan zu „Sand“ geht – ähnlich wie bei „Tschick“ – in das frühe 21. Jahrhundert zurück. Und wie den Jugendroman schrieb Herrndorf den Thriller in äußerster Konzentration und großer Disziplin innerhalb weniger Monate fertig, nachdem ihm die Ärzte die tödliche Diagnose Krebs gestellt hatten. Über Entstehung und Ausarbeitung der beiden Werke berichtet der Autor in seinem Onlinetagebuch, das er unmittelbar nach seiner ersten Krebsoperation im März 2010 eingerichtet hat und in dem er sich in unregelmäßigen Abständen zu Wort meldet. Mal schreibt er mehrmals am Tag, mal schweigt er wochenlang. „Arbeit und Struktur“, so der Titel, ist Herrndorfs Antwort auf die unheilbare Krankheit – ein Selbstbehauptungsprogramm gegen den körperlichen und geistigen Zerfall: Disziplinierte Arbeit erscheint ihm als „Abwehrzauber“ („Arbeit und Struktur“, 22. Februar 2013), logische Struktur als Inbegriff von Rationalität. So reagiert er mit Schrecken z.B. auf André Bretons Roman „Nadja“, in dessen Erzählweise er wiedererkennt, wie es „über weite Strecken des Tages“ in seinem Kopf aussieht (ebd., 31. Januar 2013); in gesetzten Worten schreibt er über seine Sprachstörungen.

Das Onlinetagebuch ist ein bewegendes Dokument des Lebens und des Sterbens. Herrndorf äußert sich über biografische und literarische Anregungen, nennt Quellen und Vorbilder, schreibt über Lektüren, Filme und schriftstellerische Projekte. Der Leser erfährt z.B., dass er im Sommer 2011, angeregt durch Schülerbriefe zu „Tschick“, mit der Fortsetzung des Jugendromans aus Isas Perspektive beginnt (ebd., 19. Juni 2011). Das „Roadmovie zu Fuß“ schreibe sich wie von selbst, notiert er ein Jahr später: „Kein Aufbau. Man kann Szene an Szene stricken, irgendwo einbauen, irgendwo streichen, irgendwo aufhören.“ (Ebd., 31. März 2012) Im gleichen Eintrag berichtet er, dass er die Arbeit an dem im November 2011 begonnenen Science-Fiction-Roman mit dem Arbeitstitel „Mercer 5083“ aus „Kompliziertheitsgründen“ abgebrochen habe. Thematischer Mittelpunkt des Tagebuchs aber ist die tödliche Krankheit, deren Voranschreiten er mit schockierender Deutlichkeit dokumentiert und kommentiert. Er studiert Statistiken zur Lebenserwartung, entwirft eine „Exitstrategie“ für würdevolles Sterben, protokolliert Symptome des Verfalls und blickt zurück: „Bilanz eines Jahres“ heißt es im März 2011: „Ein Jahr in der Hölle, aber auch ein tolles Jahr. (...) Insgesamt vielleicht sogar ein bißchen glücklicher als früher, weil ich so lebe, wie ich immer hätte leben sollen.“ (Ebd., 28. März 2011) Wiederholt erwägt er, die „mühsame Verschriftlichung“ seiner „peinlichen Existenz“ abubrechen – wohl weniger aus „Scham“ wie der von ihm bewunderte Thomas Mann, an dessen Tagebucheintrag vom 21. Juni 1954 seine Worte anklingen, als der großen Anstrengung wegen, die ihm das Schreiben abverlangt (ebd., 19. April 2013). Vergleicht man „Arbeit und Struktur“ mit den Aufzeichnungen anderer Krebskranker, etwa Fritz Zorn, dann fällt die Gelassenheit auf, mit der der Autor Sterben und Tod ins Auge sieht. Herrndorf kennt weder religiöse Tröstung noch philosophische Sinnstiftung; auch die Fragen nach Schuld, Verantwortung und Ursache seiner Krebserkrankung beschäftigen ihn nicht. Er vermeidet es strikt, der Krankheit eine (symbolische) Bedeutung zu geben. Die menschliche Existenz ist, wie sie ist, unbegreiflich, ohne Sinn, beherrscht vom Zufall. Die „Frage, die sich Krebskranke angeblich häufiger stellen: Warum ich?“, sei

ihm noch nicht gekommen, behauptet er einmal und fährt fort: „Warum ich? Warum denn nicht ich? Willkommen in der biochemischen Lotterie.“ (Ebd., 11. Januar 2011)

## **Wolfgang Herrndorf – Primärliteratur**      Stand: 15.10.2014

„In Plüschgewittern“. Roman. Frankfurt/M. (Haffmans bei Zweitausendeins) 2002. Überarbeitete Ausgabe: Reinbek (Rowohlt) 2008. (= rororo 24724).

„Klagenfurt. Ein erfundener Erfahrungsbericht über das Ingeborg-Bachmann-Wettlesen am Wörthersee“. In: Süddeutsche Zeitung, 17.7.2004.

„Diesseits des Van-Allen-Gürtels“. Frankfurt/M. (Eichborn) 2007.

„Die Rosenbaum-Doktrin“. Wolfgang Herrndorf im Gespräch mit Friedrich Jaschke. Berlin (SuKuLTuR) 2007. (= Schöner lesen 64). Erneut in: „Die Welt“, 1.3.2008, und als Gratisbeilage des Grandhotel Römerbad, Badenweiler (o.V.) 2008.

„Tschick“. Roman. Berlin (Rowohlt Berlin) 2010.

„Sand“. Roman. Berlin (Rowohlt Berlin) 2011.

„Arbeit und Struktur“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2013.

„Bilder deiner großen Liebe. Ein unvollendeter Roman“. Berlin (Rowohlt Berlin) 2014.

„Gesamtausgabe“. Drei Bände im Schuber. Berlin (Rowohlt Berlin) 2015.

## **Illustrationen**

Gerhard Henschel: „Bruno in tausend Nöten“. Abenteuergeschichten. Illustriert von Wolfgang Herrndorf. Hamburg (Nautilus) 1998.

Heribert Faßbender: „Gesammelte Werke“. Hg. zusammen mit Jürgen Roth. Mit Zeichnungen von Wolfgang Herrndorf. Essen (Klartext) 1998.

„Die allerneueste klassische Sau. In 6 Positionen“. Hg. von Eva Zutzel und Adam Zausel. Mit Bildern von Wolfgang Herrndorf und einem Vorspiel von Robert Gernhardt. Zürich (Haffmans) 1999 (= Das Handbuch der literarischen Hochoerotik 3).

## **Blog**

„Arbeit und Struktur“: <http://www.wolfgang-herrndorf.de/>

## **Wolfgang Herrndorf – Theater**      Stand: 11.09.2013

„Tschick“. Bühnenfassung von Robert Koall. Uraufführung: Staatstheater Dresden, 19.11.2011. Regie: Jan Gehler.

## **Wolfgang Herrndorf – Tonträger**      Stand: 15.02.2015

„Diesseits des Van-Allen-Gürtels“. Gelesen von Wolfgang Herrndorf. Regie: Wolf-Dietrich Fruck. 2 CDs (gekürzte Lesefassung). Köln (Random House Audio) / Hamburg (Edel) 2007.

„In Plüschgewittern“. Gelesen von August Diehl. Vom Autor überarbeitete, gekürzte Fassung. 3 CDs. Bochum (Roof Music) / Frankfurt/M. (Eichborn) 2008.

„Tschick“. Gelesen von Hanno Koffler. Autorisierte Lesefassung. Redaktionelle Bearbeitung: Lena Lindenbauer. Regie: Vera Teichmann. 4 CDs. Berlin (Argon) 2011.

„Tschick“. Hörspiel. Eine Produktion des NDR 2011. Bearbeitung: Norbert Schaeffer. Regie: Iris Drögekamp. 2 CDs. Berlin (Argon) 2011.

„Sand“. Gelesen von Stefan Kaminski. Mottos gelesen von Philipp Moog und Luise Helm. Ungekürzte Lesung. Regie: Harald Krewer. 11 CDs. Berlin (Argon) 2012.

„Arbeit und Struktur“. Gelesen von August Diehl. Regie: Vera Teichmann. 8 CDs. Berlin (Argon) 2013.

„Bilder deiner großen Liebe“. 4 CDs. Hamburg (Argon) 2014.

## **Hörspiel**

„Tschick“. Hörspiel. Nach dem gleichnamigen Roman. Bearbeitung: Norbert Schaeffer. Regie: Iris Drögekamp. Norddeutscher Rundfunk. 16.10.2011.

## **Wolfgang Herrndorf – Sekundärliteratur**      Stand: 15.02.2015

- Zehrer, Klaus Cäsar: „Wie geht’s uns denn heute?“. In: Berliner Zeitung, 21.10.2002. Erw. Fassung unter dem Titel „In der Stadt des ironischen Möbelgeschäfts“ in: literaturkritik.de. 2003. H.7. (Zu: „In Plüschgewittern“).
- Reents, Edo: „Geboren im Sternzeichen Krokodil“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.11.2002. (Zu: „In Plüschgewittern“).
- Bartels, Gerrit: „Berlin, 2001“. In: die tageszeitung, 15.1.2003. (Zu: „In Plüschgewittern“).
- Seibt, Gustav: „Nicht ohne meine Kommunikationsbrille“. In: Süddeutsche Zeitung, 29.1.2003. (Zu: „In Plüschgewittern“).
- Förster, Jochen: „Der Legrandin-Effekt“. In: Die Welt, 10./11.2.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Söhler, Maik: „Vernetzt in Brandenburg“. In: die tageszeitung, 10./11.2.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Mangold, Ijoma: „Vertraut den Agenten!“. In: Süddeutsche Zeitung, 17./18.2.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Beiküfner, Uta: „Du auch hier?“. In: Frankfurter Rundschau, 28.2.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Schneider, Wolfgang: „Ich bin kein Bohemien“. In: Börsenblatt, 8.3.2007.
- Fasthuber, Sebastian: „Innerlich unbeteiligt“. In: Falter, Wien, 21.3.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Lüdke, Martin: „Das digitale Prekariat“. In: Die Zeit, 22.3.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Moritz, Rainer: „Pingpong mit Anna Karenina“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7./8.4.2007. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Gerstenberger, Katharina: „Writing the New Berlin. The German Capital in Post-Wall Literature“. Rochester, New York (Camden House) 2008. S.67–70. (Zu: „In Plüschgewittern“).
- Rüther, Tobias: „Per Anhalter in die Praxis. Wenn Weltschmerz zubeißt: August Diehl hat den ersten Roman des Bachmann-Preisträgers Wolfgang Herrndorf eingelesen. ‚In Plüschgewittern‘ erzählt er die Deutschland-Reise eines Zwangscharakters“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4.10.2008.
- Schneider, Wolfgang: „Spätaufsteher des Lebens“. In: Cicero, 28.7.2009. (Zu: „Diesseits des Van-Allen-Gürtels“).
- Fasthuber, Sebastian: „Der schönste Sommer meines Lebens“. In: Falter, Wien, 29.9.2010. (Zu: „Tschick“).
- Rüther, Tobias: „Wenn wir doch alle nur so gelebt hätten“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 10.10.2010. (Zu: „Tschick“).



Bartels, Gerrit: „Wolfgang Herrndorf: ‚Tschick‘“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 13.10.2010.

Seibt, Gustav: „Adel auf Radel, Verführerin auf der Mülldeponie“. In: Süddeutsche Zeitung, 13.10.2010. (Zu: „Tschick“).

Lovenberg, Felicitas von: „Wenn man all die Mühe sieht, kann man sich die Liebe denken“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.10.2010. (Zu: „Tschick“).

Hamann, René: „Schmeiß das Handy weg“. In: die tageszeitung, 27.10.2010. (Zu: „Tschick“).

Seidler, Ulrich: „Mist bauen im großen Stil“. In: Berliner Zeitung, 28.10.2010. (Zu: „Tschick“).

Hildebrandt, Dieter: „Odyssee als Crashtest“. In: Die Zeit, 11.11.2010. (Zu: „Tschick“).

Rüdenauer, Ulrich: „Abenteuerreise ins eigene Leben“. In: Frankfurter Rundschau, 13./14.11.2010. (Zu: „Tschick“).

Herbold, Astrid: „Das Ding im Kopf. Traurig, komisch: ‚Arbeit und Struktur‘, der Blog des schwerkranken Autors Wolfgang Herrndorf“. In: Potsdamer Neueste Nachrichten, 10.12.2010.

Person, Jutta: „Graf Koks und Graf Lada“. In: Cicero, 10.12.2010. (Zu: „Tschick“).

Schachinger, Christian: „Durch den wilden Osten“. In: Der Standard, Wien, 23.12.2010. (Zu: „Tschick“).

Pavlidou, Eleni: „Flimmernde Sterne, galoppierende Schweine“. In: Neues Deutschland, 13.1.2011. (Zu: „Tschick“).

Wirthensohn, Andreas: „Das Prinzip Lebensfreude“. In: Wiener Zeitung, 15.1.2011. (Zu: „Tschick“).

Saager, Michael: „Die Welt ist schlecht, oder etwa nicht?“. In: Fluter. Magazin der Bundeszentrale für Politische Bildung, 21.1.2011. (Zu: „Tschick“).

Passig, Kathrin: „Wann hat es ‚Tschick‘ gemacht, Herr Herrndorf?“. Interview. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.1.2011.

Höbel, Wolfgang: „Warum denn nicht ich?“. In: Der Spiegel, 7.2.2011. (Zu: „Tschick“ und „Arbeit und Struktur“).

Güntner, Joachim: „Durch Plüschgewitter vorwärts Richtung Walachei“. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.2.2011. (Zu: „Tschick“).

Zintzen, Christiane: „Wolfgang Herrndorf: Grand Tour mit Tücken“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4.3.2011. (Zu: „Tschick“).

Lettner, Franz: „Mit Tschick in den wilden Osten“. In: 1000 und 1 Buch. 2011. H.2. S.57.

Albrecht-Rosenkranz, Susanne: „‚Tschick‘ – Abenteuer im Lada“. In: Der Deutschunterricht. 2011. H.5. S.40–44.

Seidl, Claudius: „Die Form, der Lärm und der Zorn“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 6.11.2011. (Zu: „Sand“).

Schmitter, Elke: „Agentenoperette“. In: Der Spiegel, 7.11.2011. (Zu: „Sand“).

Apel, Friedmar: „Wo Schmuggler, Hippies, Künstler und Agenten auftanken“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.11.2011. (Zu: „Sand“).

Küveler, Jan: „Wer labert, der lebt“. In: Die Welt, 12.11.2011. (Zu: „Sand“).

Alanyali, Iris: „Wo, bitte, geht’s denn hier zur Autobahn?“. In: Welt am Sonntag, 13.11.2011. (Zu: „Sand“).

Wittstock, Uwe: „Wozu diese seltsame Sache namens Leben?“. In: Focus, 14.11.2011. (Zu: „Sand“).

Knipphals, Dirk: „Wehe dem, der in der Wüste liegt“. In: die tageszeitung, 15.11.2011. (Zu: „Sand“).

Bartels, Gerrit: „Der Wums der Wüste“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 16.11.2011. (Zu: „Sand“).

Hünniger, Andrea: „Die Wüste ist ein sinnloser Ort“. In: Die Zeit, 17.11.2011. (Zu: „Sand“).

Pfeil, Caren: „Alle träumen von der Freiheit“. In: nachtkritik.de, 19.11.2011. (Zur Dresdner Theateraufführung von „Tschick“).

Glaner, Guido: „Sommerferien in der Walachei“. In: Dresdner Morgenpost, 21.11.2011. (Zur Dresdner Theateraufführung von „Tschick“).

Klunker, Bistra: „Die Wiederentdeckung der Jugend“. In: Dresdner Neueste Nachrichten, 21.11.2011. (Zur Dresdner Theateraufführung von „Tschick“).

Lemke, Johanna: „Der beste Sommer aller Zeiten“. In: Sächsische Zeitung, 21.11.2011. (Zur Dresdner Theateraufführung von „Tschick“).

Andre, Thomas: „Ein Mann verliert sich in der Wüste“. In: Hamburger Abendblatt, 28.11.2011. (Zu: „Sand“).

Hamann, René: „Gespielte Relektüre“. In: die tageszeitung, 5.12.2011. (Zur Berliner Theateraufführung von „Tschick“).

Kasch, Georg: „Bestseller-Roman ‚Tschick‘ als irres Rollenspiel auf der Bühne“. In: Berliner Morgenpost, 5.12.2011. (Zur Berliner Theateraufführung von „Tschick“).

Wahl, Christine: „Benzinklau in der Walachei“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5.12.2011. (Zur Berliner Theateraufführung von „Tschick“).

Seidler, Ulrich: „Das Märchenmädchen aus dem Müll“. In: Berliner Zeitung, 6.12.2011. (Zur Berliner Theateraufführung von „Tschick“).

Speicher, Stefan: „Mord und Schuld und CIA“. In: Süddeutsche Zeitung, 6.12.2011. (Zu: „Sand“).

Fasthuber, Sebastian: „Die drei ??? und der Mord in einer Hippiekommune“. In: Falter, Wien, 7.12.2011. (Zu: „Sand“).

Biringer, Eva: „Die Walachei ist überall“. In: Die Zeit, 8.12.2011. (Zur Berliner Theateraufführung von „Tschick“).

Moritz, Rainer: „Ein Gedächtnis wie ein Sieb“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.1.2012. (Zu: „Sand“).

Michalzik, Peter: „Das Lächeln des Nihilismus“. In: Frankfurter Rundschau, 21./22.1.2012. (Zu: „Sand“).

- Eppinger, Ute: „Wie einst Huckleberry Finn“. In: Badische Neueste Nachrichten, 6.2.2012. (Zur Karlsruher Theateraufführung von „Tschick“).
- Patzer, Georg: „Befreiung aus dem Kindheitsgestrüpp“. In: Badisches Tagblatt, 8.2.2012. (Zur Karlsruher Theateraufführung von „Tschick“).
- Wolff, Rainer: „Reifen durch Reisen“. In: Rheinpfalz, 9.2.2012. (Zur Karlsruher Theateraufführung von „Tschick“).
- Seidler, Ulrich: „Leipziger Buchmesse-Preis für Wolfgang Herrndorf“. In: Berliner Zeitung, 15.3.2012.
- Ebel, Martin: „Die Erfindung des Trottelromans“. In: Stuttgarter Zeitung, 19.3.2012. (Zu: „Sand“).
- Seidel, Stefan: „Ein Jahr ist purer Luxus“. In: mitteldeutsche-kirchenzeitungen.de, 21.3.2012. (Porträt).
- Maar, Michael: „„Er hat’s mir gestanden“. Überlegungen zu Wolfgang Herrndorfs ‚Sand‘“. In: Merkur. 2012. H.4. S.333–340.
- Zintzen, Christiane: „Wolfgang Herrndorfs narrativer Wahnwitz“. In: Neue Zürcher Zeitung, 4.5.2012. (Zu: „Sand“).
- Kock, Peter: „Tod in der Wüste“. In: literaturkritik.de. 2012. H.6. (Zu: „Sand“).
- Gieth, Hans-Jürgen van der: „Literaturprojekt zu ‚tschick‘“. Kempen (BVK Buch Verlag Kempen) 2012.
- Stoll, Dieter: „Von wegen Kunsttransport“. In: nachtkritik.de, 3.7.2012. (Zur Nürnberger Theateraufführung von „Tschick“).
- Matt, Elinor: „Wolfgang Herrndorf, tschick. Lehrerheft“. „Wolfgang Herrndorf, tschick. Schülerarbeitsheft“. Rot an der Rot (Krapp & Gutknecht) 2012.
- Wittstock, Uwe: „Wenn der Tod das Tempo vorgibt“. In: Focus, 1.10.2012.
- „„Der Schock ist weg““. Gespräch mit dem Dramaturgen Robert Koall. In: Die Zeit, 8.11.2012. (Zur Dresdner Theateraufführung von „Tschick“).
- Langemeyer, Peter: „„No risk, no fun“. Das Risiko (in) der aktuellen Jugendliteratur“. In: Narratives of Risk. Interdisciplinary Studies / Narrative des Risikos. Interdisziplinäre Beiträge. Hg. von Karen Patrick Knutsen, Sigmund Kvam, Peter Langemeyer, Anastasia Parianou und Kåre Solfeld. 2. korr. Ausgabe. Münster, New York, München, Berlin (Waxmann) 2012. S.309–338, hier S.328–334. (Zu: „Tschick“).
- Rauch, Marja: „Adoleszenzroman: ‚Tschick‘ von Wolfgang Herrndorf, 2010“. In: Dies.: Jugendliteratur der Gegenwart. Grundlagen, Methoden, Unterrichtsvorschläge. Stuttgart (Klett) / Seelze-Verlber (Kallmeyer) 2012 (Reihe Praxis Deutsch). S.203–220.
- Vorbeck-Heyn, Manja / Marcus Schotte: „Wolfgang Herrndorf, Tschick. Lehrerhandbuch“. Stuttgart (Klett) 2012.
- Bartels, Gerrit: „Bestsellerautor Wolfgang Herrndorf mit 48 Jahren gestorben“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27.8.2013. (Nachruf). [Onlinefassung].

Ebel, Martin: „Wolfgang Herrndorf ist tot“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 27.8.2013. (Nachruf). [Onlinefassung].

Rüdenauer, Ulrich: „Vom ‚Gefühl der Sinnlosigkeit‘ überrannt“. Deutschlandradio Kultur, 27.8.2013. (Nachruf).

Bisky, Jens: „Das Glück, das Böse im Menschen und die Welt“. In: Süddeutsche Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Ebel, Martin: „Derselbe bleiben bis zum Ende“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 28.8.2013. (Nachruf).

Eger, Christian: „Die Menschen sind nicht schlecht“. In: Mitteldeutsche Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

gü.: „‚Tschick‘ wird bleiben“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Hatzius, Martin: „Die Fäden in der Hand zu halten“. In: neues deutschland, 28.8.2013. (Nachruf).

Howahl, Georg: „Wolfgang Herrndorf ist tot“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Knippahls, Dirk: „Ohne Sprache gibt es kein Leben“. In: die tageszeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Küveler, Jan: „Der unbekannte Freund“. In: Die Welt, 28.8.2013. (Nachruf).

Lentz, Michael: „Ein Leben in der Literatur“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.8.2013. (Abschiedsbrief).

Lovenberg, Felicitas von: „Dieses Zuviel ist niemals genug“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Michalzik, Peter: „Lässig, heiter, zart und fort“. In: Berliner Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Weigelt, Nada: „Nichts wird kommen und es ist in meiner Hand“. In: Badische Zeitung, 28.8.2013. (Nachruf).

Zimmermann, Matthias: „‚Tschick‘-Autor Wolfgang Herrndorf: Ende eines Weges“. In: Augsburger Allgemeine, 28.8.2013. (Nachruf).

Maar, Michael: „Nur das Warten nervt“. In der deutschen Gegenwartsliteratur war er seine eigene Liga: Zum Tod des Autors Wolfgang Herrndorf“. In: Die Zeit, 29.8.2013.

Schuhmacher, Claudia: „Lieber Wolfgang Herrndorf ...“. In: NZZ am Sonntag, 1.9.2013. (Nachruf).

Friebe, Holm: „Der Mann, der aus der Welt gefallen ist“. In: Die Welt, 2.9.2013. (Nachruf).

Höbel, Wolfgang: „Ich bin bereit“. In: Der Spiegel, 2.9.2013. (Nachruf).

Gehler, Jan: „Vom Luftanhalteln“. In: Theater der Zeit. 2013. H.10. S.65. (Nachruf).

Rüther, Tobias: „In jedem Satz nicht langweilig“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.11.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Passig, Kathrin: „Mein Wille geschehe“. In: Süddeutsche Zeitung Magazin. 2013. H.49. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Krohn, Anne-Dore: „Ein Buch über das Sterben – und das Leben“. In: Kulturradio rbb, 2.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Andre, Thomas: „Blog von Wolfgang Herrndorf: ‚Ein Jahr in der Hölle, ein tolles Jahr‘“. In: Spiegelonline Kultur, 4.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Hatzius, Martin: „Was bleibt“. In: neues deutschland, 4.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Küveler, Jan: „Weltformel in Sicht“. In: Die Welt, 4.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Mangold, Ijoma: „Wolfgang Herrndorf. Ein Porträt des Schriftstellers und Malers“. In: Die Zeit, 5.12.2013.

Pauer, Nina: „Er war krank. Was sind wir?“. In: Die Zeit, 5.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Bos, Christian: „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“. In: Kölner Stadt-Anzeiger, 6.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Heidemann, Britta: „Ein Irrsinn jeder Tag“. In: Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 6.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Knippahls, Dirk: „Manchmal ein Schock“. In: die tageszeitung, 6.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Seidler, Ulrich: „Er weiß es“. In: Berliner Zeitung, 6.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Bisky, Jens: „Alle Fallen vermieden“. In: Süddeutsche Zeitung, 7.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Klingenmaier, Thomas: „Die Unverschämtheit der Krebszellen“. In: Stuttgarter Zeitung, 10.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Ebel, Martin: „Autonom bleiben bis zum Ende“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 17.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Gerstenberg, Ralph: „Tagebuch über den Prozess des Sterbens“. In: Deutschlandfunk, 19.12.2013. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Seubert, Annabelle: „Das zieht dir den Stecker“. In: die tageszeitung, 21./22.12.2013. (Zu: „Tschick“).

Müller, Stephanie: „Aufwachsen im Prekariat als Thema neuerer Literatur für Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Ästhetik und Didaktik“. Hamburg (Kovač) 2013 (= Poetica 126). S.72–89, S. 150–154. (Zu: „Tschick“).

Schulte, Bettina: „Ein letzter Triumph“. In: Badische Zeitung, 18.1.2014. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Papst, Manfred: „Sein Vermächtnis ist ein Aufruf zum Leben“. In: NZZ am Sonntag, 26.1.2014. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Güntner, Joachim: „Auch todkrank noch souverän“. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.1.2014. (Zu: „Arbeit und Struktur“).

Scheel, Kurt: „Verrückt, aber nicht bescheuert“. In: die tageszeitung, 25.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).

- Hatzius, Martin: „Am Ende der Straße die Sterne“. In: neues deutschland, 26.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Kister, Stefan: „Sterntalers Wanderung durch die Provinz“. In: Stuttgarter Zeitung, 26.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Küveler, Jan: „Ich bewohne den goldenen Berg“. In: Die Welt, 26.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Schmidt, Christopher: „Engel“. In: Süddeutsche Zeitung, 26.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Seidler, Ulrich: „Verrückt, aber nicht bescheuert“. In: Berliner Zeitung, 27./28.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Ebel, Martin: „Das Glück macht nie so glücklich wie das Unglück unglücklich“. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 30.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Schlodder, Holger: „Unbehaust, cool, schlagfertig“. In: Mannheimer Morgen, 30.9.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Lentz, Michael: „Der Tag geht in der Stille des Mittags vor Anker“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Literaturbeilage, 4.10.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Rüther, Tobias: „Huckleberry Psycho ist wieder da“. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 5.10.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Rampetzreiter, Heide: „Sterben werden sie doch“. In: Die Presse, Wien, 10.10.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Kunisch, Hans-Peter: „Liebe mit dem Nagelscherchen“. In: Die Weltwoche, 30.10.2014. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Höbel, Wolfgang: „Die Prinzessin auf der Müllkippe“. In: Kulturspiegel. 2014. H.10. S.24f. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).
- Burk, Maximilian / Hamann, Christof: „There is no conflict? Zur Konstruktion und Irritation binärer Strukturen in Wolfgang Herrndorfs ‚Sand‘“. In: Postkoloniale Germanistik. Bestandsaufnahme, theoretische Perspektiven, Lektüren. Hg. von Gabriele Dürbeck und Axel Dunker. Bielefeld (Aisthesis) 2014. (= Postkoloniale Studien in der Germanistik 5). S.331–356.
- Scholz, Eva-Maria: „Wolfgang Herrndorf: ‚Tschick‘“. Stuttgart (Reclam) 2014.
- Moritz, Rainer: „Unendliche Schleifen“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10.1.2015. (Zu: „Bilder deiner großen Liebe“).